

**Professor Dr. Johannes von Lüpke**  
**Theologisches Zentrum Wuppertal**

### **Gottes Ebenbild wahrnehmen und bewahren**

1. Was ist der Mensch? Die *biblische Urgeschichte* antwortet auf diese Frage in Form einer Erzählung. Durch Gottes Wort ins Leben gerufen, als Ebenbild Gottes geschaffen, gesegnet und zur verantwortlichen Herrschaft über die Mitgeschöpfe berufen (Gen 1,26-28), von Gottes Lebensodem belebt (Gen 2,7), im Gedenken Gottes bewahrt (Gen 8,1; vgl. Ps 8,5), durch Gottes Gebot zur Bewahrung der Schöpfung in Anspruch genommen (Gen 2,15; 6,8-22) und zur Achtung seiner Menschengeschwister verpflichtet (Gen 4,1-16; 9,6), so ist der Mensch in vielfältiger Weise auf Gottes Wirken bezogen, so empfängt und führt er sein Leben im Kommunikationsraum des Wortes Gottes. Was die biblische Urgeschichte vom Menschen erzählt, gilt für alle Menschen. Jeder Mensch, unabhängig von allen in der Geschichte sich ausbildenden Besonderheiten und unabhängig vom Stand seiner je individuellen Entwicklung, nimmt an dem urchichtlichen Geschehen teil und ist im Licht des ein für allemal geschlossenen Bundes (vgl. Gen 9,1-17) zu sehen.

2. Was der Mensch im Licht des Wortes Gottes ist, lässt sich nicht auf dem Weg der naturwissenschaftlichen Beobachtung und Erklärung feststellen. Die biomedizinische und insbesondere auch die neurobiologische Forschung erstellen Bilder im Sinne von *Abbildungen*, die eine komplexe, mehrdimensionale und beziehungsreiche Lebenswirklichkeit auf das Beobachtbare und Feststellbare reduzieren. Obwohl Abbildungen niemals den ganzen Menschen erfassen, dienen sie in der biomedizinischen Forschung möglicherweise dazu, über einen Menschen als ganzen definierend zu urteilen, sei es, dass ihm das Prädikat des Menschen abgesprochen, er also verworfen wird, sei es, dass er als Material genommen wird, aus dem sich etwas anderes machen lässt. Bei solchen Urteilen wird das im Abbild Gesehene gemessen an Wunsch- und Idealbildern, an Vorstellungen des vermeintlich besseren, wenn nicht gar des vollkommenen Menschen. Abbildungen verbinden sich mit *Entwürfen*, nach denen das ‚Material‘ des menschlichen Lebens verändert und gestaltet wird.

3. Gegenüber diesen Bildern, die der Mensch von sich selbst macht, bedeutet der Gedanke der *Gottebenbildlichkeit* eine doppelte Zumutung: Zum einen ist der Mensch insofern perfekt, als er den Entwurf Gottes immer schon in sich trägt. Der Ganzheitlichkeit und Integrität des Menschen, die im Handeln Gottes begründet ist, entspricht eine Einstellung, die den Menschen werden lässt, was er von Gott her immer schon ist: Ebenbild Gottes. Den Menschen als Bild Gottes zu sehen heißt dann zum anderen, die Abbildungen offen zu halten für das

Nicht-Abbildbare, genauer: für den nicht-abbildbaren Gott, der an und in seinen Geschöpfen unsichtbar wirkt und gegenwärtig ist. Den Menschen als Bild des nicht abzubildenden Gottes zu sehen heißt, seine Entwicklung auf die im Angesicht Gottes liegende Zukunft hin offen zu halten.

4. So wie der Mensch zeit seines Lebens unterwegs ist, hin zu seiner noch ausstehenden zukünftigen Vollendung, so kommt er doch schon in seinem gesamten Werden von einem ersten Wort her, das ihn als Ebenbild Gottes ins Sein gerufen hat. Diese Qualifikation gilt für die gesamte Lebenszeit. Sie greift nicht irgendwann einmal in den Werdeprozess ein, sondern umgreift ihn insgesamt, so dass keine Phase von dieser Bestimmtheit auszunehmen ist. Auch wenn der Mensch ihr in seinem Lebensvollzug nur unvollkommen entspricht, auch wenn er ihr als Sünder widerspricht, bleibt er doch zur Ebenbildlichkeit bestimmt. Er ist Gottes Ebenbild, so lange er im Einstrahlungsbereich des Wortes Gottes sein Leben empfängt. Und er ist es als ganzer in der Einheit von Leib und Seele. Der Schöpfungsvorgang ist somit nicht zweistufig zu denken, als ob zunächst nur ein seelenloses, bloß materielles Gebilde entstünde, aus dem dann in einem zweiten Akt, dem Akt der Formung und Beseelung, der Mensch gemacht würde. Vielmehr ist der Mensch schon im allerfrühesten Stadium seiner Entwicklung, also schon ab der Bildung eines neuen Organismus in der Verschmelzung von Ei- und Samenzelle, eine „geprägte Form, die lebend sich entwickelt“ (Goethe, Urworte. Orphisch). Er entwickelt sich nicht zum Menschen, sondern als Mensch.

5. Mit dem Gedanken der Ebenbildlichkeit verbindet sich schon in der biblischen Urgeschichte die Bevollmächtigung des Menschen zur Kultur: Als der „erste Freigelassene der Schöpfung“ (Herder) darf und soll er die vorgegebene Natur bearbeiten und sich nutzbar machen. Diese Freiheit will allerdings verantwortlich wahrgenommen werden. Der Mensch ist mit dem, was er mit und aus der ihm anvertrauten Natur macht, verantwortlich vor ihrem Schöpfer. Und er ist verantwortlich für sie, sofern sie *ein zu bewahrendes Gut* darstellt. Eben das gilt vorrangig für seine eigene Natur. Mit Hans Jonas (Das Prinzip Verantwortung, Frankfurt/M. 1979, 393) gesagt: „Die Hütung des Erbes in seinem ‚ebenbildlichen‘ Ansinnen, also negativ auch Behütung vor Degradation, ist Sache jeden Augenblicks [...]. Seine [sc. des Ebenbildes] Integrität aber ist nichts anderes als das Offensein für den immer ungeheuerlichen und zu Demut stimmenden Anspruch an seinen immer unzulänglichen Träger.“

6. Die „Hütung“ des Ebenbildes wird konkret in Akten der *Annahme und Anerkennung*. Was leiblich darin zum Ausdruck kommt, dass der Embryo ganz im mütterlichen Uterus aufgehoben und geborgen ist, wird anerkannt und verstärkt, wenn Eltern ihrem Kind zu verstehen geben: „Du darfst so sein, wie du bist!“ Einen Menschen zu würdigen heißt, in ihm

sein ureigenes Selbst, sein unableitbar und unverwechselbar Eigenes zu achten und ihn darin auch anders sein zu lassen, als es den Vorstellungen und noch so verständlichen Wünschen seiner Eltern und Mitmenschen entspricht. Gerade darin kann menschliche Liebe zum Gleichnis der Liebe Gottes werden. Das Geheimnis der Schöpfung liegt in der *Bejahung des Anderen*.

7. Als ein nicht durch andere Menschen zu definierendes Wesen ist der Mensch insbesondere an den Grenzen seines Lebens auf die *Barmherzigkeit* anderer angewiesen. Dass er zu Beginn und zum Ende hin ein so schwaches, hilfloses und eben deswegen so annahmebedürftiges Wesen ist, gehört zum Menschsein dazu. An diese Erkenntnis erinnert der christliche Glaube, wenn er die vermeintlich Starken auf die „geringsten Brüder und Schwestern“ (Mt 25,40.45), auf die „Kleinen“ (Mt 18,10-14) verweist. Gerade in denen, die zu schwach sind, um sich aus eigener Kraft am Leben zu halten, können und sollen wir uns selbst wiedererkennen. So wie der Samariter, von dem Jesus erzählt (Lk 10,25-37), in dem, der unter die Räuber gefallen ist und nun „halbtot“ daliegt, seinesgleichen, einen Menschen „wie sich selbst“ erkennt und ihm daraufhin das Lebensnotwendige zuteil werden lässt, so orientiert sich die christliche Ethik grundsätzlich an den „Geringen“, die der Barmherzigkeit bedürfen. Sie unterläuft und überholt damit alle definitorischen Grenzziehungen, die den Begriff des Menschen so eng fassen, dass dadurch die einen eingeschlossen, die anderen aber ausgeschlossen werden. So wie Jesus Nächstenschaft und Menschlichkeit in seiner Gleichniserzählung verdeutlicht, formuliert er geradezu ein Definitionsverbot. Statt urteilend darüber zu befinden, wer „mein“ Nächster und wer überhaupt ein Mensch ist, bin ich gefragt, ob ich dem anderen, der auf mich angewiesen ist, zum Nächsten, zum Menschen werde.

(aus: Siegfried Kreuzer/Frank Ueberschaer (Hg.), *Gemeinsame Bibel – Gemeinsame Sendung. 25 Jahre Rheinischer Synodalbeschluss zur Erneuerung des Verhältnisses von Christen und Juden*, neukirchen-Vluyn 2006, 112-114)